



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Burkhardt, C. A. H.: August Sommer, der Volksdichter Thüringens.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

August Sommer, der Volksdichter Thüringens.

Von C. A. S. Burkhardt.

Seit länger als dreißig Jahren hat das Thüringer Land unendlich viel an seinen Eigenthümlichkeiten verloren. Der gewaltige Prozeß der Veränderung erstreckt sich auf das Gesamtleben; Land und Leute sind in ihren Anschauungen, Gebräuchen und Sitten nicht mehr dieselben; das platte Land mit seinen Bewohnern strebt auch im Aeußern nach städtischen Gewohnheiten und eine natürliche Folge ist, daß auch die Idiome Thüringens in bedauerlicher Weise sich bis zur Unkenntlichkeit abschleifen und verlieren. Diesem Vernichtungsprozeß gegenüber haben wir alle Ursache, für die Rettung unserer wirklich berechtigten Eigenthümlichkeiten nach Kräften einzutreten.

Als im Sommer vorigen Jahres eine neue Verkehrslinie das Herz des Thüringer Landes erschloß, da jubelte alle Welt in dem heutigen Saalthale. Der große Zug der Touristen hatte daselbe noch intact gelassen; denn man hatte bisher stets den bequemern Weg über Weimar vorgezogen, um möglichst schnell in das an Schönheiten reiche Schwarzburger Land zu gelangen. Das Saalthal war im Grunde genommen von der modernen Wanderlust noch nicht ergriffen. Anders jetzt, wo in unabsehbaren Windungen die Schienenwege dem eigensinnigen Laufe der Saale folgen. Es war als ob die Bewohner der Schneckenhäuser des Saalthals, mit einem Male in Bewegung gesetzt, sich zu einem großen Rendez-vous auf den Burgen des lieblichen Thals vereinigt hätten. Mitten in diesem Jubel ertappte ich mich auf wenig kosmopolitischen Ideen, die sich geneigt zeigten, die Schienenwege als die unversöhnlichsten Feinde alles historisch Gewordenen hinzustellen. — Die Sprache einer großen Berliner Gesellschaft, die sich wenig anmuthig in den breiten Thüringer Dialekt mischte, mochte viel zu dem Ideengange beitragen. Ich erinnerte mich an die Berliner Colonien am Eingang zum Schwarzburger Thal, und kam im weitem Ausbau meiner wenig kosmopolitischen Betrachtungen auf die Einbürgerung fremder Dialekte, welche ohne besondern Kampf das alte Berechtigte verwischen und vertilgen. Es lag nahe, daß sich die Gedanken auf die Schöpfungen unseres Sommer lenkten.

„Unseres Sommer“! Das kann der Thüringer mit gutem Fuge sagen. Zweifelsohne sind seine „Nudolstädter Gedichte“, wie man kurz hin zu sagen beliebt, auch weit über die Grenzen des engen Vaterlandes bekannt. Aber im Großen und Ganzen schwebt ein Dunkel über Sommer's Persönlichkeit, über jenem Leben und Schaffen, dem wir seine in vielfachen Beziehungen vortrefflichen Schöpfungen verdanken. Ich darf dies dreist behaupten.

Vor nicht langer Zeit kamen mir einige Nummern der schlesischen Presse*) zur Hand, in der ein mit vieler Fachkenntniß und wohlthuerender Wärme abgefaßter Feuilleton-Artikel des vielgewanderten und bewanderten Karl Braun-Wiesbaden sich fand. Aber auch in diesen Erörterungen fand sich „sorgfältiger Nachforschungen ungeachtet“ über Sommer's Persönlichkeit so gut wie nichts. Selbst im nahen Neußenlande war es Karl Braun-Wiesbaden von Lobenstein aus nicht gelungen, weitere Nachrichten von August Sommer beizuziehen, als daß dieser — (zum Theil richtig) früher Diaconus in Rudolstadt und noch jetzt Pfarrer einer benachbarten Gemeinde sei. —

So dürfte es wohl endlich an der Zeit sein, über Sommer's Leben und Wirken, dessen Verdienst durch die „Rettung“ des Rudolstädter Idioms zugleich in gewissem Sinne ein wissenschaftlicher ist, in eingehender Weise zu berichten.

Das Leben August Sommer's kann ein sehr bewegtes genannt werden. — Denn zu der Zeit, als er den Entschluß faßte „der Gottesgelahrtheit“ sein Leben zu widmen, war dieser Entschluß gleichbedeutend mit der Gewißheit einer wenig glänzenden Zukunft. In Rudolstadt namentlich gab es damals schreckliche Zeiten der Uebersättigung für die Aspiranten des Staatsdienstes. Der Spielraum für die Wahl eines andern viel versprechendern Berufes war zudem in der Regel für den eingeborenen Rudolstädter nicht sehr bedeutend. Gewohnheitsmäßig mußte nach Ansicht des Vaters der Sohn das dortige Gymnasium — beiläufig bemerkt die einzige Unterrichtsstätte neben der gewöhnlichen Bürgerschule — besuchen, und so führte dieser Bildungsgang fast unvermeidlich zum Studium auf der Universität. — Geboren 1816, folgte auch Sommer bis zu seinem neunzehnten Jahre dem Gymnasium, widmete sich in Jena dem Studium der Theologie bis 1838, wo er sich in die Nothwendigkeit versezt sah, in dem langandauernden Candidatenleben eine anderweitige Unterhaltsquelle zu suchen, bis der mit Candidaten so reichbeglückte „Staat“ den Ruf zum Eintritt in das geistliche Amt an ihn ergehen lassen würde. In der Regel reichte dazu etwa ein volles Decennium hin, in dem sich gar merkwürdige Typen, wie sie noch heute in unserer Erinnerung leben, herausbildeten. — Sommer brachte diese Zeit nach damaligem Begriff im „Auslande“ hin, indem er im nahen Blankenhain unter weimarischer Botmäßigkeit bis 1842 eine Hauslehrerstelle bekleidete. Noch weitere drei Jahre blieb er zu Magdala in ähnlicher Stellung, wirkte von 1847 als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Handelsschule zu Berlin und lehrte bald von dort in seine Vaterstadt zurück, um daselbst eine höhere Töchterschule zu begründen, die längst zum dringenden Bedürfnisse geworden war. Denn Rudol-

*) Nr. 121, 123, 125. Jahrgang 1873. „Der Thüringer Hefel.“

stadt hatte ja auch für die Töchter des Landes damals eine höhere Bildungsanstalt als die Bürgerschule nicht aufzuweisen. Während dieser heimatlichen Thätigkeit, die er bis 1861 entfaltete, stellte ihn endlich der Staat als „Hülfsprediger“ an, bis er 1864 die Stelle eines Garnisonpredigers erhielt, die ihm das herkömmliche Prädicat „Miltzprediger“ mit spärlichem Gehalt einbrachte.

Der einfache, durch staatliche Verhältnisse bedingte Lebensgang trug nicht wenig dazu bei, daß sich Sommer der Neigung im Dialect zu schreiben und zu dichten, völlig hingab. Die erste Anregung hatte ihm die Bekanntschaft mit Grübel, Hebel und Kobell gegeben. Sie fällt in sehr frühe Zeiten seines Lebens und reicht sicher bis in seine Gymnasialzeit zurück. Zunächst freilich hatte sie nicht viel zu bedeuten. Es war ursprünglich nicht mehr als kindliches Behagen, das er bei dem erheiternden Eindruck dieser Dialectdichtungen empfing. — An eine schöpferische Thätigkeit kann man für diese Zeit nicht denken, wenigstens läßt sie sich an concreten Beispielen nicht nachweisen. Erst aus der Mitte der vierziger Jahre, in denen ich als jugendlicher Freund dem Dichter näher trat, datiren wohl seine ersten Dialectschöpfungen; wenigstens erinnere ich mich genau, daß damals uns alle erheiternde, für den engern Familienkreis berechnete Gelegenheitsgedichte im Dialect auf unser Ansuchen ins Dasein traten. Leider haben sie sich nicht erhalten, denn wer mochte damals daran denken, daß diese Schöpfungen dereinst eine historische Bedeutung erlangen würden!

Die Zeit, in der der Dichter recht eigentlich sich in seiner Richtung gefördert sah, gehört schon dem Universitätsleben an. Er drang tiefer in die Sprachentwicklung ein, und sein Interesse gewann vorzüglich durch ausgedehnte Lectüre volleren Gehalt. Man darf dabei wohl nicht vergessen, wie frisch und nachdrucksvoll noch die Gunst Goethe's wirkte, welche derselbe bekanntlich für die alemannischen Gedichte Hebel's und die Nürnberger Grübel's an den Tag gelegt hatte. Getragen von dieser Autorität, und selbst auf vortrefflichem Boden stehend, den er durch eignes tieferes Studium gewonnen hatte, arbeitete Sommer seit dieser Zeit frisch auf sein Ziel hin. —

Wer heut zu Tage, angeregt durch Sommer's treffliche Schöpfungen, den Versuch machen wollte, das Rudolstädter Idiom in seiner vollen Reinheit zu hören, muß sich nicht etwa denken, daß man bloß in die Thore der lieblichen Residenzstadt einzudringen und zu lauschen braucht. Wie oben hervorgehoben, haben sich die Verhältnisse ganz wesentlich geändert und der Dialect, den der Dichter in seinen Schöpfungen, in seiner vollen Reinheit — wohlverstanden vom Standpunkte des Sprachforschers aus — verwendet, wird nur noch von wenigen ältern Personen der niedern Schichten gesprochen. Diese Behauptung fußt auf dem Urtheil des Dichters selbst. Der Dialect geht in rapider Weise

seiner Verhochdeutschung entgegen. Vor mehr als dreißig Jahren kam er in den Kreisen bürgerlicher Kinder noch annähernd zur Geltung. Heute ist das völlig anders. Man wird zwar viel Gelegenheit haben, die oft recitirten Gedichte Sommer's zu hören. Aber ein Sprachkundiger wird auch aus diesen Recitationen herausfühlen, wie selbst da die Verhochdeutschung sich geltend macht und Sommer's Schöpfungen eine sehr genaue Kenntniß des Idioms beanspruchen, um gut und völlig richtig declamirt zu werden.

Zur Zeit als Sommer den Dialect fest in sich aufnahm, lebte Rudolstadt noch in eigenthümlicher, jetzt schwer zu begreifenden Abgeschlossenheit. — Die Wanderlust war noch nicht ausgebildet, der Fremdenverkehr war geradezu ein beschränkter zu nennen. Die Residenz hatte außer dem vorwiegenden Beamtenstande nur den kleinen Handwerker, der nebenbei Ackerbau und Viehzucht trieb. Dem Kulturhistoriker hob sich sofort aus der Beschaffenheit der Altstadt und Neustadt die Zusammensetzung der Bevölkerung ab, die in einzelnen Theilen, namentlich der dorfsähnlichen Vorstadt der Altstadt das Gepräge des bis an die Dürftigkeit hinabreichenden Lebens sofort erkennen ließ.

Es waren daher auch vorzüglich die Bewohner der Altstadt, welche sich des reinen Idioms befleißigten, und es spielte wohl ein seltner Zufall, daß Sommer's Wiege, wenn auch nicht in der Altstadt selbst, doch in einer stillen Seitenstraße des cultivirten Theils ihre Stätte aufgeschlagen, die wohl von ihrer eigenthümlichen Bildung und der hervorragenden Beschäftigung der Bewohner, welche früher Wirker gewesen sein müssen, ihren wenig poetischen Namen, die Strumpfgasse führte. Sommer selbst schildert in dem die äußern Eigenthümlichkeiten seiner Vaterstadt betreffenden allerliebsten Verse (V. Nr. 29) die Gasse selbst als eine Merkwürdigkeit, indem er singt:

Mir hann änn' Strompf, su weit un grufz
 Dar kann völ Väne fasse
 De Sihnertreppe fihrt bei uns
 Geradewegs zum Schlosse.

In dieser Gasse war ebenfalls ganz unzweifelhaft ein reines Idiom zu finden. Sommer's Eltern, welche dem gebildeten Stande angehörten, waren so zu sagen in den kleinen handwerker- und ackerbautreibenden Stand hineingeschnitten. Sein Vater war Mitglied der stets als trefflich geltenden fürstlichen Kapelle, und man sah der Wohnung, dem begehrten Ziel meiner jugendlichen Wanderungen sofort an, daß es sich von den gewerbetreibenden Häusern unterschied. Die theilweise Enge der Gasse hatte noch zu meiner Zeit die berechtigte Eigenthümlichkeit, daß die Angelegenheiten der Einzelnen sehr leicht Gemeingut der Anwohner wurden, die mit großer Agilität über die Straße verhandelten oder unter den Thüren nach vollbrachter Arbeit die Neuigkeiten des Tags durchsprachen, die sich in dem eigenthümlichen Idiom besonders komisch

auszunehmen pfliegen. Dort hatte der junge Sommer mehr als reiche Gelegenheit den sonderbaren Tönen zu lauschen. Wie er selbst bekennt, verdankt er dem Stande seiner Wiege die völlige Aneignung des Idioms, in welchem er des Anziehenden so viel geschaffen und zum Gemeingut des deutschen Sprachstammes gemacht hat.

Die ernstern Versuche Sommer's fallen in die Zeit seines Hauslehrerstandes. Aber erst 1849 erschien das erste Heft seiner „*Bilder und Klänge aus Rudolstadt in Volksmundart*“, die, gegenwärtig auf 5 Hefte angewachsen, bereits in der siebenten Auflage vor uns liegen. Die Zahl seiner hier veröffentlichten Schöpfungen beläuft sich auf 144, von denen 59 Gedichte und 85 prosaische Stücke sind.

Einzelne neueren Datums bringt hie und da das Rudolstädter Wochenblatt, doch tauchen, angeregt durch Sommer's Thätigkeit auch dialectische Versuche Anderer in diesen Blättern auf. Vielleicht ist in Rudolstadt die Zeit vorüber, wo unten vollständige Verkennung und Mißverständnis gegenüber diesen Leistungen sich geltend machten, da ein Theil der Mitbürger Sommer's sich in ihrem Wesen und ihrer Sprache geflissentlich lächerlich gemacht fand. Freilich noch schlimmer ist, die „von Oben her“ sich geltend machende Ansicht, daß diese Art von Thätigkeit mit dem geistlichen Amte Sommer's schwer zu vereinbaren sei, und dem entsprechende Winke dem Rudolstädter Volksdichter zugegangen sind. Wir enthalten uns jeden weiteren Urtheils in dieser Sache. Diese Ansichten werden sich selbst richten, und — verdienen wohl, daß ihrer in einem besondern Verse mit dem bekannten Refrain „*sgiht doch nichts über Rudelstadt*“ als einer Rehrseite des Rudolstädter Eldorado gedacht werde.

Wir gehen zur Würdigung der Sommer'schen Leistungen selbst über, ohne diese auf eine Umkehr der Ansichten „von Oben“ zu berechnen.

Wenn man den Versuch macht, die gesammten Produkte Sommer's nach ihrem Inhalte zu classificiren, so wird man auf zwei größere Hauptgruppen stoßen, welche das städtische und bäuerliche Element in seinem ganzen Umfange zu charakterisiren versuchen. Ersteres ist, wie es in der Natur der Sache begründet liegt, in weit reicherm Maße vertreten; aber trotz der geringen numerischen Anzahl von Produkten, welche das bäuerliche Leben schildern, ist doch auch dieses in seinen Zügen hoch poetisch, wahr, realistisch treu und fast allseitig dargestellt. Wir kommen später darauf zurück. Sehr reich ist dagegen die Charakterisirung des städtischen Volkselementes, der der Dichter ein Substrat durch seine Schilderungen der äußern städtischen Physiognomie gegeben hat, wie wir sie besser gar nicht denken können. Was Sommer an localen Erinnerungen uns vorführt, sind charakteristische Eigenschaften einer Kleinstadt. Sie passen so vorzüglich zu dem ganzen Gepräge des Volksele-

menten, daß man, die volle Wahrheit und Treue bewundernd, ausruft: daß allein nur kann der Boden sein, aus dem dies Element herauswächst. — Manche dieser lokalen Beziehungen sind allerdings nur für den Eingeweihteren verständlich, und dürfen wir einige kritische Wünsche äußern, so wäre es an der Zeit, daß der Dichter für die Rettung der äußern städtischen Physiognomie an einige erläuternde Bemerkungen dächte, die das volle Verständniß der lokalen Schilderungen in weitem Kreise erzielen. Nicht alle, wie wir, kennen Rudolstadt so in- und auswendig. Gewiß lohnt sich auch die Beigabe eines kleinen Glossars. So leicht, wie es aussieht, sind die einzelnen Ausdrücke nicht immer zu verstehen. Wir erinnern daran, daß z. B. Karl Braun-Wiesbaden in dem angezogenen Feuilletonartikel gewaltig vorbeischießt, wenn er wähnt, daß „betippert“ (in der Parodie des Handschuh) gleiche Bedeutung mit „betrunken“ habe. Dazu ist Sommer ein viel zu galanter Dichter, um einer behandschuhten auf dem Balcon placirten Dame leidige Trunkenheit zu imputiren. — Seit der Neubelebung des germanischen Studiums, mit der die Würdigung der Dialecte allgemeiner und reger geworden ist, handelt es sich natürlich neben der grammatischen Feststellung des Idioms auch um die Fixirung der Wortbedeutung und sicherlich würde Niemand besser im Stande sein, diese kleine wissenschaftliche Beigabe in einer über alle Zweifel erhabenen Form darzubieten, als der Dichter selbst. —

Die lokal-poetischen Schilderungen athmen wie Alles, was Sommer schafft, eine wahre innige Liebe zur alten Vaterstadt. Es ist geradezu rührend, mit welcher Wärme er der alten Wahrzeichen der heimathlichen Stätte gedenkt, in der Vieles dem Drange nach Verschönerung Platz gemacht, oder aus Nützlichkeitsgründen neuerdings in das Jenseits verwiesen worden ist. Dahin rechnen wir das Gedicht „Erönnung“, in dem das Verschwinden der alten auf dem Markte stehenden Hauptwache in wenigen trefflichen Strophen dargestellt ist, der er noch einmal mit ihren beiden Cameraden, des alten Spritzenhauses und des „Laufborns“ (III. No. 1) gedenkt, die gar wenig auf das vortheilhafte Neuere des Marktes einwirkten. Anderer Wahrzeichen gedenkt er in dem Gedichte „Sehnsucht“ (II. No. 17), wo er das entschwundene Wasserrad erwähnt, das der halbwegs vorgeschrittene Bautechniker jetzt vielleicht als den Uranfang der Wasserleitungen thüringischer Städte ansehen würde. Es ist tief volksthümlich empfunden, wenn er das Nechzen des allein stehenden Rades als Trauer für den verlorenen Cameraden auffaßt und eine schöne Nuhanwendung für das eheliche Leben daran anschließt, indem er sagt:

Das is daß gruße Wasserad
Das grünt sich su und heilt sich satt
's gihst ann dorch Mark und Bäne

Da gucke, sonstn war'n s'r zwä
Die thaten sich metnanner dreh
Es stihst su ganz alläne.

Ne jeder Mann und jede Fra,
Was rösz, wie bald, da gih't's 'n a
Wie unsern Wasserrade

Dromm seid 'r ek beisamm noch
Da seid recht äinig, freit eich doch
Un halt de Zeit zu Rathe.

Gar manche dieser lokalen Beziehungen ließen sich hier noch vorführen, in denen Sommer eines Theils die Liebe zum Alten und Charakteristischen bethätigt, andern Theils als auf verbesserliche Sonderbarkeiten der väterlichen Residenz hinweist, ohne daß ihm im Geringsten verletzende Satire zum Vorwurf gemacht werden kann. Bei aller Wahrheit verletzt Sommer nie, er nimmt die Dinge, wie sie sind. An die Hühnerstuppe, die eine nicht unwesentliche Passage für das Residenzschloß vermittelt, hätten sich gewiß recht unliebsame Betrachtungen anknüpfen lassen. Anderswo würde man vielleicht längst zu einer Umtaufe derselben zu schreiten sich veranlaßt gesehen haben.

Auf diesem lokalen Grunde hebt sich nun der Volkscharakter in meisterhaft gezeichneter poetischer Weise ab. Nicht etwa, als ob man in besondern Abschnitten, streng gegliederten Abtheilungen die einzelnen Charaktere zu suchen hätte. Im Gegentheil, Alles läuft bunt durcheinander und hinter dem anspruchslosen Titel des Buches „Bilder und Klänge“ ist ein poetischer und zugleich reicher, culturhistorischer Schatz geborgen. Wir möchten gegen Braun-Wiesbaden bezweifeln, ob die Anwendung des Wortes auf Sommer: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister“ eine berechnete zu nennen ist. Im Gegentheil, das Feld, welches Sommer betreten, ist ein so überaus gewaltiges aber auch ein tief durchfurhtes und angebautes. Man muß in dem Leben der Kleinstadt lange Jahre aufgegangen sein, um die Fülle des zu bewältigenden Stoffes, welches sich der dialectischen Behandlung darbietet, verstehen zu lernen. Nicht eine Seite des Volkslebens können wir als eine vernachlässigte bezeichnen, nicht einen Mißgriff andeuten, der sich formell oder materiell begründen ließ. Alles ist fein beobachtet, tief empfunden, meisterhaft geschildert. Das größte Lob, welches unserm Sommer je gespendet worden ist, liegt in dem eignen Urtheil eines Theils der Landsleute, die sich mit einem Worte getroffen fühlten.

Uns erübrigt daher weiter nichts, als den Reichthum dieser zweiten Hauptgruppe Sommer'scher Schöpfungen nachzuweisen und ihren Werth zu bemessen.

Zwei Hauptrichtungen sind es, in denen Sommer das Volkselement schildert. Er führt uns in großen allgemeinen Zügen den hergebrachten Gang der Dinge und versetzt in diesen das Individuum, oder er behandelt die einzelnen Typen in ihrer Abgeschlossenheit und in ihren verschiedenen Situationen.

Wie der thüringer Volksstamm im Ganzen keine besondere Anlage für das ausschließliche Aufgehen im Familienleben selbst hat, ihm vielmehr Bedürfnis ist, sich alltäglich dem Wirthshausleben zu widmen, Feste zu feiern,

wo der geringste Anlaß sich darbietet, so verhält es sich auch mit den von Sommer beobachteten Volkskreisen. Sehr charakteristisch veranschaulicht uns dies der Dichter in dem Gedichte (II. No. 13) „Unsere Faste“. Eines jagt so zu sagen das andere und im Grunde läuft Alles auf rein materielle Genuße hinaus, wenn wir vielleicht den Besuch des Theaters abrechnen, das, wenigstens früher, in der Regel um die Zeit des Rudolstädter Bogelschießens seinen Anfang nahm. Wir wissen nicht, ob sich bezüglich des Theaters, einer durch unvortheilhaftes Aussehen bekannten Breterhütte, das alte Wahrzeichen des theatralischen Volkslebens erhalten hat. Jedenfalls war der geistige Genuß auf dem vom Volke reich besetzten Platze nicht groß, wenn man bedenkt, daß der glückliche Inhaber stehend über das Parterre hinter einem ziemlich engen Lattenverschlage hervorklugte. Der Rudolstädter, der überhaupt witzig, bald einen passenden Namen ausfindig zu machen weiß, belegte daher auch diesen Platz mit dem Namen „Gänsestall“, über den Sommer uns jedenfalls sehr humoristisch erzählen könnte.

Neben der Abhaltung der Feste, ist noch die charakteristische Gewohnheit, der Sinn des Volks für den Vogelzug hervorgehoben, der leider so bedeutende Dimensionen angenommen hat, daß sich auch die besseren Stände dieser Liebhaberei nicht abhold zeigen. Tränken und Vogelheerde sind sehr charaktervolle Stätten in den Wäldern und angebauten Bergen um Rudolstadt, und wenn man die Geduld bewundert, mit der das Volk in den unscheinbaren Häuschen auf das Einfallen der gefiederten Sänger wartet, um dann mit Bier den Gefangenen den Garaus zu machen, so contrastirt dies mit dem gemüthlichen und harmlosen Wesen des Volks, dem bei einiger polizeilichen Aufsicht*) wohl bald ein besserer Geschmack beizubringen wäre. Sommer hat in dem Gedichte: Offn Vogelharde (II. No. 4.) diese leidige Gewohnheit in einer Weise geschildert, die über alles Lob erhaben ist. Die Darstellung ist zugleich ein vernichtender Schlag gegen die gierige Unsitte, indem sie durch den Ausgang des Gedichtes, der die Verfehltheit des Unternehmens veranschaulicht, verurtheilt wird. Ein eigentliches Polemifiren und die besondere Hervorhebung einer Nutzenanwendung finden wir bei Sommer im Ganzen nicht; der Ausgang der Erzählung deutet die Intentionen des Dichters an, der sich frei von jedem Moralifiren und pastoralem Ton zeigt.

Das Bild des äußern Lebens ergänzt nun der Dichter, indem er sich noch in das Charakteristische des Familienlebens vertieft und reiche Schilderungen, die ein weit über das enge Gebiet hinaus reichendes culturhistorisches Interesse haben, darbietet. Im Allgemeinen hebt sich uns das Bild der Hausfrau als einer sorgfamen in den häuslichen Geschäften aufgehenden Mutter ab, die an

*) Und mit Hülfe des deutschen Strafgesetzbuchs.

dem alt Hergebrachten festhaltend, in alten Anschauungen, theilweisem Aberglauben und in Sitten der Vorzeit fortlebt. Sieht man von einigen als Ausnahme zur Geltung gebrachten Charakteren ab, so ist Genügsamkeit und mütterliche Weisheit ein zur Geltung gebrachter Grundton in den Frauenbildern Sommer's, die ihre völlige Befriedigung im Mantfchen und Tantschen (d. h. im Scheuern, Waschen und Backen) finden. — Es giebt keine lebensvollere Schilderung als das Gedicht über das Schüttchenbacken, die Sitte des Bleigießens, das Osterwasserholen und für das eheliche Velsammenleben jene reizende Erzählung, die Buzelmänner (I. No. 8), welche in gebundener Rede den Auszug der ganzen Familie zu einem Dorffeste veranschaulicht. Kurz im Ganzen hebt sich uns ein erfreuliches Bild des allgemeinen Volkscharakters ab, der natürlich in den in das Einzelne gehenden Schilderungen individuell behandelt an Reichthum gewinnt und viele Nuancirungen aufzuweisen hat.

Wir gelangen damit zur Beurtheilung der eigentlichen Typen, welche wohl recht eigentlich die Ursache gegeben haben mögen, daß man in Rudolstadt von „Oben“ die Bestrebungen Sommer's nicht mit wohlwollendem Auge betrachtete, von unten aber mit schönödem Undanke belohnt hat. Dem gegenüber führen wir an, daß der Dichter in nicht genug anzuerkennender Weise die großen Klippen vermieden hat, welche sich leicht der Schilderung volksthümlicher Charaktere entgegenstellen. Sommer's Bilder halten sich in wohlthuender Weise auf sittlicher Höhe. Wer kann dem Dichter eines Mißgriffes zeihen, wo ist ein Product im Stande zu verletzen oder auch nur zu befremden? Ein Theil der Gedichte, namentlich die Naturschilderungen, basiren nicht allein auf einer feinen Beobachtung, sondern sind sogar tief religiös empfunden. Und das paßt doch vor Allem zu einer gewissen Richtung in Rudolstadt.

Wie der Thüringer im Grundzuge seines Charakters genügsam, gutmüthig, offenherzig aber auch schalkhaft und neckisch genannt werden kann, so verleugnet auch der Sommer'sche Rudolstädter diese Eigenschaften nicht. — Wenn seine drei Hauptbedürfnisse: Bier, Bratwurst und der Erdäpfelloß (II, Nr. 20) vortrefflich sind, so leuchtet aus seinen Zügen sichtbare Zufriedenheit und die fröhliche Stimmung erzeugt jene Heiterkeit, in der die schraubenden „Schnärzchen und Raupen“ in der amüsantesten Weise Platz greifen. Sommer hat in Ton und Haltung solcher Stimmungen in ihren verschiedenen Nuancirungen wohl das Trefflichste geleistet, was es giebt. Seine Schilderungen, wie das Volk in dem materiellen Genuß der drei Hauptfreuden aufgeht, schaffen Typen, daß man leicht versucht sein könnte, mit überzeugender Gewißheit aus der Masse bestimmte Persönlichkeiten als die geschilderten herauszugreifen. Urkomisch ist z. B. das Gedicht (I. Nr. 10) „de drei Viertimpel“, in dem der Schuster, um sich den ungestörten Genuß des lieblichen Maß zu

sichern, die Hausthüre mit ins Wirthshaus nimmt, um der Frau, die auch in Sommer's Gedichten als Feind des leidigen Kneipenlebens auftritt, den Verschluß der Hausthür unmöglich zu machen. Diese in herzlicher Gemüthlichkeit geschilderten kleinen Unebenheiten sind natürlich verzeihlich, wenn man die Anforderung, welche der Rudolstädter an die Güte des Gerstensaftes stellt, erfüllt sieht. Diese präcirt Sommer in einem Gedicht (I. Nr. 27) „Wie ägentlich 's Bier muß sei“ in so ausgezeichnete Weise, daß das Recept für ein gutes und gesundes Getränk von der Gesundheitspolizei nur aus Rudolstadt bezogen werden könnte. Es heißt da:

Fersch Erschte: 's muß ä Rähmchen ha
Das derf sich nech verliere
Un gruzze Glozen nech etwa
Wie 's bei'n Fliegenbiere.

Un Spitze, die gehiert derzu
Sunwie der Schwanz zun Faxe
's muß off d'r Zunge britzle su
Wenns soll getronken ware.

's derf nech in Leibe lah wie Lack
Un muß 'n Magen wärme.
s' muß räne sei, von Wuhlgeschmack
Un derf nech epper stärke.

Es muß racht zöngle, söffig sei
Und derf nech eschoffire.
Und kriecht mar a änn Zopf derbei
Mer darf dernach nichts spire.

Fersch Zwäte muß a Brand do sei
Un muß an Lichte feire
Wenns kä Gesichte hat derbei
Da kann sich's lasse leire.

Un weiter noch verlangt mer a
Su von änn guten Biere
Es muß völ Kuhlenseire ha
Und muß wie narvsch muffire.

's derf gusle ja bei Leibe nech
Nech därfre un nech blimle
Und wennste trönkst, da derf a sich
De' Gischht nech gleich verkrimle.

Su muß ä Bier beschaffen sei
Da darf dervon nischht fehle
Wenn das nech alles ös derbei
Da will's nech in de Kehle.

In mehr als einer Richtung hat Sommer die Wirkungen eines solchen oder ähnlichen Stoffes veranschaulicht, bei der man aber stets auf das harmlose Treiben des Volkes stößt. Klassisch ist die kleine Erzählung „In Duffel“ (III. Nr. 9), in der zwei Individuen über das Eigenthum eines über den Schlitten hinausreichenden Beins streiten. Um jenes festzustellen, verlassen sie den Schlitten, und sehen mit Staunen, „daß das Bän wack is“, bis sie sich dann über die Zugehörigkeit durch einen festen Peitschenhieb klar werden, nachdem beim Wiederbesteigen des Schlittens „ja das namliche Bän aus dem Schlitten hinausstarzte.“

Der Raum verbietet uns, auf den Inhalt der komischen Producte dieser Richtung weiter einzugehen. Die Schilderungen führen in so viele interessante Situationen des witzigen und harmlosen Individuums ein, daß ein völliges Erschöpfen ohnehin nicht möglich ist. Besonders reich sind die kleinen Erzählungen, die Schnärzchen und Naupen, in der sich, wie in besondern Gedichten

(vorzüglich in I. Nr. 25) die Lebensweise und Anschauungen des kleinen Gewerbestandes in meisterhafter Weise abheben. Wie eine gewisse Stagnation, conservative Anschauungen, zum Theil berechtigte Liebe zum Alten, namentlich die feindselige Gesinnung gegen die Verderbniß der alten einfachen Sitten der Neuzeit, neben einer wohlthuenden Anhänglichkeit zum angestammten engern Vaterlande sich geltend machen, das ist überall in vortrefflicher Weise durch den Dichter zur Geltung gebracht.

Höchst anziehend sind aber auch die Schilderungen, in denen sich das Volk über das Niveau des Alltäglichen erhebt, indem es die heimische Sage historische Facta, und vor allem die deutsche klassische Welt in den Kreis der Betrachtungen hereinzieht. Kein wissenschaftlich beurtheilt, hat auch darin Sommer sich ein großes Verdienst erworben, er hat die Sage Rudolstadt's aus dem Volksmunde gerettet, wie z. B. das Jahrmarktswetter, die Träbestatt, das Dabermännchen und andere Sagen darthun. Ganz besonders kommen wir aber auf die Parodie klassischer Dichtungen zurück, worüber die Frage aufgeworfen worden ist, ob der Dichter daran Recht gethan habe. Die Parodie und Travestie, zu der Sommer aus gutem Grunde meist Schiller'sche Werke herangezogen hat, ist von jeher ein unbestrittenes und viel angebautes Feld im Gebiete der humoristischen Literatur gewesen. Die großen Meisterwerke, die Ilias und Aeneis haben sich dieselben gefallen lassen müssen, und im kleinen Genre sind die besten Gedichte alter und neuer Zeit mit Vorliebe parodirt worden. Unbekannte Gedichte eignen sich zur Parodie überhaupt nicht. Der Hauptfactor des Witzes ist ja Contrast. Je idealer und pathetischer die Vorlage, um so wirksamer ist die humoristische Parodie und deßhalb sind ganz besonders die Dichtungen Schiller's viel und mannichfach parodirt worden. Wir theilen nun zwar nicht die Ansicht jenes Recensenten, daß Schiller selbst über die Parodien gelacht haben würde — weil er überhaupt keine Neigung für den Dialect hatte — aber sicherlich hätte er die Berechtigung dazu nicht abgesprochen, wenn er Sommer's dialectische Versuche vor sich gehabt hätte.

Auch auf diesem Gebiete hat Sommer vorzügliches geleistet. Der Ring des Polykrates, die Bürgerschaft, vor allem der Handschuh, sind trefflich gelungen und was uns die Hauptsache für die andere Seite der Betrachtung ist, sie vervollständigen die Anschauungen des Volks, sie haben culturhistorische Berechtigung und culturhistorisches Verdienst. —

Ganz besonders hervorzuheben sind Sommer's Naturbetrachtungen, denen feine und tiefe Beobachtung zu Grunde liegen, die mit wohlthuender Wärme wiedergegeben sind. Von ihnen sind „der erschte Star“ (I. 1.), und „Vorbei“ (II. 21.) unstreitig die gelungensten. Ob man recht thut, schon jetzt diese wie die Sommer'schen Schöpfungen überhaupt mit denen anderer Volksdichter

zu vergleichen und den Werth derselben zu bemessen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Abgeschlossenes aber und im Werden Begriffenes hält den Vergleich selten aus, und so lange über unseren Sommer so wenig Licht verbreitet ist, daß wir noch in vielen Beziehungen im Finstern wandern, glauben wir nicht die Berechtigung zu diesem Vergleiche zu haben.

Dies Leben aber hat seine herrlichen Früchte getragen. Es ist freilich spät, daß wir desselben, so weit die Kenntniß des jüngeren Freundes reicht, in diesen Blättern gedenken. Aber, wo der Antheil sich nicht verliert, verliert sich auch nicht das Gedächtniß.

Aus dem Reichslande.

(Carneval. — Commercielles. — Jagdvergnügen.)

20. Februar.

Dem Carnevalsbrausch ist auch hier, wie allenthalben, leider der Aschermittwochs-Kaßenjammer gefolgt. Da zählt nun Mancher bekümmert die Häupter seiner Lieben, und sich' ihm fehlt manch' theures — Goldfückchen. Jetzt kommt er denn an ein Versetzen und Kritisiren der ausgestandenen Leiden und Freuden; und da bleibt es nicht aus, daß er in seiner trüben Stimmung Vieles, was ihm am Rosenmontag so rosig und heiter erschien, jetzt von einer ganz andern, weniger humoristischen Seite betrachtet.

So muß es auch wohl jenem ehrsamem Straßburger Bürger ergangen sein, der da in seinem Leib-Journal, dem „Journal Alsacien“, am Aschermittwoch Alles recht grau zu malen verstand und meinte: der Straßburger Carneval sei doch in diesem Jahre gar nichts gewesen; Frohsinn und Heiterkeit für immer dahin, die Straßburger seit der Annecton „sehr ernst“ geworden; und was dergleichen Lamentationen und Jeremiaden mehr sind. Das ist natürlich nichts Anderes, als der trübe Reflex einer übertriebenen kaßenjämmerlichen Stimmung.

Der diesjährige Carneval in Straßburg war im Gegentheil ein recht heiteres Fest, an welchem Jung und Alt, Heimische und Eingewanderte sich nach Kräften und Herzenslust theiligten, und zwar zahlreicher, als in irgend einem der Vorjahre seit dem welthistorischen Wendepunkte. Auch der Festzug durch die Straßen, mit seinem „Hère Mann“ und dem Riesen-Cylinder, „ganz Deutschland unter einem Hut“ nebst der charakteristischen Inschrift: „logement à louer“ — war nicht übel. 20 Wagen und über 200 Masken